



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser  
gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

**PETER NICHOLS**  
**DIE SOMMER**  
**MIT LULU** ROMAN

Aus dem Englischen von  
Dorothee Merkel

Klett-Cotta

*Für meinen Sohn Gus  
Und für David, Lizzie, Cynthia und Matt*

Klett-Cotta

[www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »The Rocks«  
im Verlag Heron Books, an imprint of Quercus Publishing Ltd, London

Copyright © 2015 by Peter Nichols

Für die deutsche Ausgabe

© 2016 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: ANZINGER | WÜSCHNER | RASP, München

Unter Verwendung eines Fotos von © Condé Nast Archive/Corbis

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-98310-4

Der Abdruck des Gedichts »Ithaka« in der Übersetzung von Wolfgang Josing  
(Konstantinos Kavafis: *Brichst du auf gen Ithaka. Sämtliche Gedichte.*  
Romiosini Verlag 1996) erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlages.

Brichst du auf gen Ithaka,  
wünsch dir eine lange Fahrt,  
voller Abenteuer und Erkenntnisse.  
Die Lästrygonen und Zyklopen,  
den zornigen Poseidon fürchte nicht ...

Immer halte Ithaka im Sinn.  
Dort anzukommen ist dir vorbestimmt.  
Doch beeile nur nicht deine Reise.  
Besser ist, sie dauere viele Jahre;  
Und alt geworden lege auf der Insel an,  
reich an dem, was du auf deiner Fahrt gewannst,  
und hoffe nicht, dass Ithaka dir Reichtum gäbe.

Ithaka gab dir eine schöne Reise.  
Du wärest ohne es nicht auf die Fahrt gegangen ...

Konstantinos Kavafis, *Ithaka*

**2005**

**WIEDER VEREINT**

# 1

**IHRE GÄSTE STAUNTEN** immer, wie jung sie aussah.

»Lulu, Darling, sei doch nicht albern – du kannst unmöglich schon achtzig sein!«

Obwohl sie bereits in ihr neuntes Lebensjahrzehnt vorgerückt war, hatte Lulu Davenport noch immer den schlanken, biegsamen Körper einer sehr viel jüngeren Frau. Ihre dichten, glatten Haare, die sie auch jetzt noch lang trug, waren für gewöhnlich im Nacken zu einem losen Knoten zusammengeflochten, dem ständig ein paar bezaubernde Löckchen entwischten. Ihre Haarpracht gehörte zu den Gaben, die ihr die Natur im Überfluss geschenkt zu haben schien, und war bereits komplett weiß geworden, als sie kaum dreißig Jahre alt gewesen war. Lulu hatte sich nie Gedanken um ihre Gesundheit oder ihr Aussehen machen müssen. Das war eine dieser Zufälligkeiten der Natur – sie hatte eben einfach Glück gehabt. Sie ging überall zu Fuß hin, arbeitete regelmäßig im Garten und leitete die Villa Los Roques – »Die Klippen«, wie alle ihr kleines Hotel an der Ostküste der Insel Mallorca nannten. Dort gelang es ihr seit über fünfzig Jahren, ihre Gäste mit ihrem Charme zu bezaubern. All dies hatte dafür gesorgt, dass sie stets voller Energie war und sich glücklich fühlte, bis zu jenem Dezembernachmittag, als Vincente, ihr Faktotum, sie inmitten ihrer gelben Rosenbüsche fand, wie sie ausgestreckt in der Mittelmeersonne lag.

Sie sah nach ihrem Schlaganfall nicht anders aus als vorher und hatte auch ihre erstaunliche Lebenskraft schon bald wiedergewonnen. In fast jeglicher Hinsicht schien sie vollkommen unverändert. Doch der winzige Dammbreach in ihren Blutbahnen hatte genügt, in Lulus Gehirn einen Schalter umzulegen. Sie begann zu fluchen. Ihr neues Vokabular klang wie aus einem Roman von D. H. Lawrence: Ficken,

Fotze, Scheiße, Pisse. Der Inhalt dessen, was sie sagte, hatte sich nicht verändert, und auch Logik und Kontext blieben dem jeweiligen Thema angemessen, nur war eben ihre Sprache plötzlich mit lauter faszinierenden neuen Begriffen durchsetzt. Zunächst amüsierten sich ihre Freunde köstlich darüber, mit einer Person zusammensitzen und sich zu unterhalten, die sie in- und auswendig kannten, die über dieselben Dinge und Probleme sprach wie immer, nur eben in einer neuen, geradezu filmreifen Vulgarität. Doch nach einer Weile wurde die Sache irgendwie befremdlich. Es handelte sich schließlich um eine neurologische Störung. War das immer noch Lulu?

Die zweite Veränderung betraf ihren Tagesablauf. Er war nicht mehr so straff durchorganisiert wie früher. Es war nichts Dramatisches – sie stand nicht etwa mitten in der Nacht auf, um die Rosen zu schneiden oder spazieren zu gehen –, aber sie wurde sehr viel sprunghafter. Sie ging nach wie vor selbst in das Lädchen im Ort einkaufen, die Strohtasche über die Schulter geschwungen, aber nun zu ganz willkürlich gewählten Tageszeiten. So kam es auch, dass sie eines Nachmittags Ende März ihrem ersten Ehemann, Gerald Rutledge, begegnete. Nach ihrer Scheidung 1949 waren sie beide in dem kleinen Örtchen Cala Marsopa geblieben. Doch weil sie vollkommen entgegengesetzte Gewohnheiten entwickelt hatten, war es ihnen gelungen, einander ein halbes Jahrhundert fast gänzlich aus dem Weg zu gehen.

Obwohl sie beide im gleichen Alter waren, hatte die Natur Gerald längst nicht so großzügig bedacht wie Lulu. Er hatte sein Leben lang geraucht und litt nun unter einem Lungenemphysem. Seit Jahren schon machte ihm eine schwere Arthritis zu schaffen. Er brauchte eigentlich dringend eine Hüftprothese, hatte jedoch einen viel zu großen Horror vor Krankenhäusern, um sich einem solch schwerwiegenden Eingriff zu unterziehen. Deshalb konnte er nur sehr langsam gehen und musste sich dabei auf einen Stock stützen.

Er stand gebückt da, paffte eine Ducados und hielt mit zittriger Hand eine kleine Viererpackung Joghurt umklammert, als sie sich vor der *tienda de comestibles* begegneten. Seine braun gebrannten, runzligen, ausgemergelten Arme und Beine steckten in ausgebeulten Khaki-Shorts und einem kurzärmeligen blauen Hemd – billige Kleidungs-

stücke aus Polyester, die er im HiperSol in Manacor gekauft hatte. Unter seinen dünnen, grauen Haarsträhnen konnte man die von der Sonne verursachten, schorfigen Hautkrebsflecken sehen.

»Meine Güte, Gerald, du siehst ja total beschissen aus«, sagte Lulu. »Was machst du überhaupt hier, du verdammter Wichser?«

Geralds Mund öffnete sich zu einer Antwort, aber seine Gedanken entglitten ihm und gerieten völlig durcheinander. Sein Verstand war in letzter Zeit ohnehin recht unzuverlässig geworden, doch Lulus derbe Begrüßung brachte ihn nun vollends aus dem Gleichgewicht. Die Erinnerungen, die er an sie hatte – und die fast alle aus den wenigen glücklichen Wochen ihrer Ehe vor fast sechzig Jahren stammten –, ließen sich unmöglich mit solch krasser Unflätigkeit und Gehässigkeit in Einklang bringen. Während sein Kiefer sich öffnete und er versuchte Wörter hervorzubringen, fanden seine Augen die kleine weiße Narbe, die immer noch auf ihrem Kinn zu sehen war.

Lulus Blick wurde indessen magisch von einem Stapel herrlicher blauschwarzer Auberginen angezogen. Sie wollte schon hinübergelassen, als Geralds Hand hervorschoß und sie am Oberarm packte.

Sie drehte sich um. »Verpiss dich, du elender Scheißkerl.« Lulu riss sich los. Während sie zu den Auberginen ging, freute sie sich über die Gelegenheit, Gerald wie Luft zu behandeln – und auch darüber, wie altersschwach und klapprig er aussah. Sie hatte ihren Schlaganfall als schrecklich demütigend empfunden; so etwas passierte jemandem wie ihr einfach nicht. Und während sie sich mit dem beunruhigenden Beweis ihrer eigenen Sterblichkeit auseinandergesetzt hatte, war ihr der Gedanke gekommen, Gerald könne sie womöglich überdauern. Ganz plötzlich war es ihr dringendster Wunsch, er möge als Erster sterben.

Sie nahm eine Aubergine in die Hand und rieb den Daumen mit einem quietschenden Geräusch über die Schale. Danach erledigte sie zügig, aber konzentriert ihre restlichen Einkäufe und war bald schon wieder auf der Straße.

Gerald starrte ihr nach. Einen Moment später spürte er etwas in seiner Hand. Er schaute hinunter und musste feststellen, dass er die Joghurtbecher zu fest zusammengedrückt hatte. Von seinen Fingern tropften die cremigen Stückchen der *frutas del bosque*.



Ein Regenschauer nach dem anderen war über die Insel gezogen, doch nun verschwanden die Wolken, als hätten auch sie nur darauf gewartet, dass sich das Wetter besserte. Sie segelten gen Osten übers Meer, wie eine Flotte aus rosafarbenen und violetten Galeonen. Lulu lief über den sandigen, unbefestigten, noch von zahlreichen Pfützen durchsetzten Weg nach Hause, der hinter dem Hafen begann. Er führte an der Küste aus Kalkstein entlang, zwischen weißen Villen und Gärten voller Obstbäume und Bougainvilleen hindurch und wurde hauptsächlich von Fußgängern und Mopeds benutzt. Im Sommer war er ein beliebter, etwas abseits gelegener Spazierweg, doch den Rest des Jahres über war er menschenleer. Hier und da boten die rauen, beigefarbenen, porösen Klippen, die das Meer von der Straße trennten, ein paar flache Stellen am Rand der Felskante. Lulu war jahrelang mit den Hotelgästen hierhergekommen, die keine Lust hatten, den weiten Weg zum Strand zu laufen. Sie hatten ihre Handtücher in der Sonne ausgebreitet, waren ab und zu ins kühle Wasser gesprungen und von dort wieder die Klippen hinaufgeklettert.

Lulu schlenderte langsam und vergnügt den Weg entlang. Sie genoss die warmen Sonnenstrahlen – es war für mallorquinische Verhältnisse ein ungewöhnlich kalter und regnerischer Winter gewesen. Die vertrauten Konturen der Felsen und das sanfte, saugende Geräusch des Meeres, das an ihnen emporstieg, gaben ihr ein Gefühl von Sicherheit.

Sie bemerkte nicht, dass Gerald ihr folgte. Er hatte ein für ihn ungewöhnlich hohes Tempo angeschlagen, auch wenn es sich dabei eigentlich um eine ganz normale Gehgeschwindigkeit handelte. Seine Beine funktionierten nicht mehr richtig. Die einzelnen Teile, aus denen sie sich zusammensetzten, waren sämtlich zerschlissen, und ihr Bewegungsmechanismus war so unzuverlässig geworden, dass sie drohten, jeden Moment in die falsche Richtung wegzuklappen und unter ihm zusammenzubrechen. Seine Hüften schmerzten fürchterlich. Der Schweiß perlte auf seiner Stirn, seinem Hals und seiner Oberlippe. Sein Gesicht wurde immer blasser, weil der verbrauchte Sauerstoff sich aus seinen Blutbahnen in Herz und Lunge drängte. Er kam nur keuchend und heftig schnaufend voran und wäre schrecklich

gern stehen geblieben, um sich eine Zigarette anzuzünden, aber dann hätte er sie aus den Augen verloren. Also schleppte er sich grimmig weiter voran, wie jemand, der unter Wasser geht.

Er holte Lulu ein, als sie ihr Hotel schon fast erreicht hatte. Erneut packte er sie am Arm, diesmal mit wutentbrannter Kraft, und wirbelte sie zu sich herum.

»Du hast nie –«, begann er mit dem brodelnden Knurren eines Kettenrauchers, aber in seiner krampfhaft bebenden Brust war nicht mehr genug Luft, um den Satz zu beenden.

Wieder schüttelte Lulu seine Hand ab. Sie war überrascht und äußerst erfreut darüber, welche Anstrengungen Gerald auf sich genommen hatte, und auch darüber, in welchem erschöpften, atemlosem und elendem Zustand er sich befand. Ihr schoss der Gedanke durch den Kopf, dass sie ihn womöglich nur leicht anzustupsen brauchte, und schon würde er direkt vor ihren Augen an einem Herzanfall sterben. »Du bist jämmerlich, Gerald. Nur noch eine leere, hinkende Hülle von einem Mann.« Die alte Wut flackerte in ihr auf. »Du bist einfach abgehauen, du feiger Arsch! Du bist ein armseliger, elender, verfickter Scheiß –«

»Du hast den Film nie entwickeln lassen! Oder?« Die wütenden, abgewürgten Wörter barsten feucht rassend aus Gerald's Brust. Sein Körper kippte nach vorn. »Ich habe sie weggelockt! Verstehst du? Ich habe dafür gesorgt, dass sie verschwunden sind! Ich habe –« Sein blaugraues, schweißglänzendes Gesicht drängte sich nah an das ihre, aber ihm war der Atem ausgegangen.

Lulu lehnte vor Ekel unwillkürlich den Oberkörper zurück. Doch sie richtete sich wieder auf – oder war zumindest im Begriff dazu –, als ihre mit Auberginen, Zitronen, Käse und Wein schwer beladene Schultertasche rückwärts schwang und mit bleiernem Gewicht an ihr zerrte. Sie verlor das Gleichgewicht.

Gerald griff nach ihrem Arm, jedoch dieses Mal – mit sicherem Instinkt –, um sie aufzufangen. Lulu krallte ihre Hand in sein Hemd, aber sie waren beide schon zu weit über dem Abgrund, um sich noch fangen zu können. Unaufhaltsam begannen sie, in die Tiefe zu fallen. Während sie fielen, war Lulu der Anblick von Gerald's Gesicht,

das dem ihren so nah war, mit seinen dünnen, gummiartigen Lippen und der Spucke, die sich in den Mundwinkeln gesammelt hatte, derart widerwärtig, dass sie ihren Kopf ruckartig zur Seite warf. Bei der Landung schlug sie mit der Schläfe auf einen scharfkantigen Felsvorsprung.

Geralds Knie wurden bei dem Aufprall auf dem zerklüfteten Kalkstein zertrümmert. Er schrie – ein kurzes, hohles Keuchen –, krümmte sich und zuckte mit dem Oberkörper und den qualvoll schmerzenden Hüften nach vorn.

Sie rollten weiter, jedoch nicht in Richtung der flachen Stellen, an denen die Gäste sonst immer ihre Badetücher ausbreiteten. Zusammen stürzten sie über den Felsvorsprung hinunter ins Meer.

## 2

»DEM BERICHT DES Gerichtsmediziners zufolge war es Tod durch Ertrinken«, sagte der Polizeikommissar und blätterte in den Unterlagen auf seinem Schreibtisch. Er war jung und schlank, hatte ein sicheres Auftreten und kurz geschorene, mit Gel stachelförmig nach oben frisierte schwarze Haare. Er sah aus wie ein Detektiv in einer Telenovela. »Die Lungen beider Personen waren mit Wasser gefüllt. Aber es waren auch äußerliche Verletzungen vorhanden, bei Señora Davenport hauptsächlich am Kopf, bei Señor Rutledge an den Knien ... Und es gibt noch weitere Hautabschürfungen ...« Er schaute hoch, auf die beiden Personen mittleren Alters, die ihm gegenüber am Schreibtisch saßen. »Es scheint jedoch nichts entwendet worden zu sein. Wir haben Señora Davenports Portemonnaie in ihrer Tasche gefunden und Geld in der Hosentasche von Señor Rutledge. Es wurde ihnen nichts gestohlen, also gehen wir nicht davon aus, dass es ein tätlicher Angriff beziehungsweise ein Diebstahl war. Die erwähnten Verletzungen stammen höchstwahrscheinlich von ihrem Sturz ins Wasser.«

Er sprach Spanisch. Luc Franklin, der Sohn der Davenport-Frau, und Aegina Rutledge, die Tochter des Rutledge-Mannes – beide *ingleses*, wie ja die Verstorbenen auch –, hatten ihm, als sie ihm vorgestellt wurden, in fließendem Spanisch geantwortet. Die Rutledge-Frau machte auf den Kommissar den Eindruck, als sei sie auch tatsächlich durch und durch spanisch. Dunkle Haare, dunkle Augen, olivenfarbener Teint, alt genug, um seine Mutter sein, aber immer noch eine sehr attraktive Frau – mit einem gewissen Schliff, den sie vermutlich der englischen Hälfte ihrer Abstammung verdankte. Der Mann, Franklin, sprach ebenfalls ziemlich gut Spanisch, auch wenn seine Aussprache nicht ganz so perfekt war wie die der Frau. Er sah wie ein ganz norma-

ler, ergrauernder *inglés* mittleren Alters aus. Keiner von ihnen ließ eine Gefühlsregung erkennen, während er vom Tod ihrer Eltern sprach und die Verletzungen in allen Einzelheiten schilderte, die man an den Leichen gefunden hatte. Aber der Kommissar ließ sich dadurch nicht täuschen. Es war ihm aufgefallen, dass sie sich kaum angeschaut hatten. Sie vermieden jeden Anflug von Wärme und Trost, alles, was vielleicht zu Tränenausbrüchen hätte führen können. Nicht einmal eine Umarmung oder ein Händedruck zwischen alten Freunden, keinerlei Anzeichen von Trauer, die der Situation angemessen gewesen wären und für die der Kommissar bewährte Worte des Trostes parat gehabt hätte.

Diese beiden Personen konnten sich nicht ausstehen.

Der Kommissar fuhr fort. »Es bleibt nur die eine Frage, nämlich, warum sie überhaupt gestürzt sind.«

»Meine Mutter hatte im Dezember einen Schlaganfall«, sagte Luc Franklin. »Vielleicht ist das ja wieder passiert, und Gerald – Señor Rutledge – hat versucht, ihr zu helfen.«

»Sie waren sehr alte Freunde«, sagte die Rutledge-Frau zur Bekräftigung dieser Theorie. »Wenn sie irgendwelche Schwierigkeiten hatte, dann hätte mein Vater sicher versucht ihr zu helfen, auch wenn es ihm selbst nicht besonders gut ging.«

»Claro«, sagte der Kommissar. »Das scheint mir die wahrscheinlichste Erklärung zu sein. Señora Davenport hatte hier eine Kopfverletzung«, er berührte seine Schläfe, »die höchstwahrscheinlich von ihrem Sturz auf die Felsen herrührte, der wiederum vielleicht, wie Sie sagen, von einem zweiten Schlaganfall verursacht wurde, oder«, er sah den Franklin-Mann an und sagte behutsam, »vielleicht ist sie auch einfach nur gestürzt. Sie war ja schon recht alt und trug eine schwere Tasche. So etwas passiert.«

»Schon möglich«, sagte Luc Franklin. Er machte einen seltsam desinteressierten Eindruck. Der Kommissar hatte so etwas schon öfter gesehen: Trauer, die sich in Distanziertheit ausdrückte. Die Toten waren nun tot. Wie es dazu gekommen war, schien nicht weiter wichtig.

Der Kommissar redete weiter, beschrieb eine Szene, die sich mehr oder weniger von selbst erklärte. »Ja. Und Señor Rutledge war da«, er

sah zu der Tochter hinüber, während er versuchte, mit seinem Gesicht die selbstlose Güte zum Ausdruck zu bringen, die er ihrem Vater zuschrieb, »und wollte ihr helfen. Sie fielen, vielleicht zusammen, erst auf die Klippen, die die Straße säumen, und dann – sie sind nicht besonders breit, die Felsen dort, ich bin hingegangen und habe es mir angeschaut – sind sie hinunter ins Wasser gestürzt. Die Verletzungen stimmen mit einem derartigen Ablauf überein. Es sei denn, Sie hätten Grund zur Annahme, dass sie von jemandem angegriffen wurden –«

»Nein, nein, keineswegs«, sagte der Franklin-Mann, auf einmal ungeduldig.

»Ich bin mir sicher, dass es ein Unfall war«, sagte die Rutledge-Frau.

Der Kommissar nickte ernst. »Ein tragischer Unfall, bei solch alten Freunden.« Er stand auf. »Mein tief empfundenenes Beileid.«

Sie fuhren zusammen im Aufzug hinunter zur Tiefgarage der Polizeidienststelle. Sie schwiegen. Schließlich sagte Aegina: »Luc, das mit deiner Mutter tut mir leid.«

»Und mir das mit deinem Vater«, sagte Luc und betrachtete ihr Spiegelbild auf der Oberfläche der Fahrstuhltüren aus gebürstetem Aluminium, genau in dem Augenblick, als sich die Türen öffneten und ihr Bild auslöschten.

Sie gingen in Richtung ihrer geparkten Autos.

»Luc.« Aegina blieb stehen. »Du glaubst doch nicht – ganz ehrlich –, dass sie sich in Wahrheit gestritten haben?«

»Aegina ...« Er zuckte mit den Schultern. »Ich habe keine Ahnung.«

»Aber warum waren sie überhaupt zusammen? Sie haben sich seit ... seit Algeciras nicht mehr gesehen.«

Als das Wort »Algeciras« fiel, wandte Luc den Blick ab und starrte in eine besonders trostlose Ecke der Tiefgarage. »Keine Ahnung.«

»Ich kann mir einfach nicht vorstellen, was er dort wollte, draußen, vor dem Hotel«, sagte Aegina. Aber während sie sprach, fielen ihr einige Vorkommnisse aus der Vergangenheit ein. Sie sah Luc an. »Wie fühlst du dich?«

»Wie betäubt«, sagte er. »So wie ich mich ihr gegenüber schon immer gefühlt habe.«

»Ich bin sicher, dass das nicht stimmt.«

»Ach, egal, was soll's.« Er drehte sich wieder zu ihr. »Es tut mir wirklich leid mit deinem Vater. Ich mochte ihn.« Er machte kehrt und ging zu einem weißen Landrover. Lulus Auto. Als er auf den Funkschlüssel drückte, um die Türen zu öffnen, blinkten die Scheinwerfer des Autos kurz auf und es hupte einmal.

»Bleibst du länger hier?«, rief sie.

»Weiß nicht«, antwortete Luc und öffnete die Autotür. Er kletterte in den Wagen, schloss die Tür und ließ den Motor an. Aegina ging zur Seite, als der Landrover rückwärts aus der Parklücke fuhr. Dann sah sie zu, wie er in Richtung der Ausfahrt davonraste.

Aegina blickte sich in der farblosen Betonhöhle um und versuchte sich daran zu erinnern, was für ein Auto sie sich an diesem Morgen gemietet hatte. Sie war direkt vom Flughafen in Palma zu Pompas Fúnebres González gefahren, um die Leiche zu identifizieren, und von dort aus weiter zur Polizeistation.

Während sie den langen, nach wie vor ungeteerten Weg nach C'an Cabrer, dem Bauernhaus ihres Vaters, hinauffuhr, konnte Aegina nicht fassen, dass er nicht mehr dort sein würde. Jedes Mal war die Fahrt von Palma zum Haus mit der Erwartung, mit der Gewissheit verbunden gewesen, ihn am Ende zu sehen. Durch die Dörfer, oder mittlerweile meist auf irgendwelchen Umgehungsstraßen um die Dörfer herum, an unzähligen neu gebauten kastenförmigen, kleinen Villen vorbei, bis sich endlich vor ihr das glitzernde Meer ausbreitete, dann nur noch den Hügel hinauf und zwischen den Olivenbäumen hindurch – jede Reise von London oder irgendeinem anderen Ort der Welt hierher war von dieser Erwartung erfüllt gewesen. Er war während ihres gesamten Lebens nur zweimal nach London gekommen. Ansonsten hatte sie ihn immer nur hier gesehen, an diesem einen Ort. Es hatte noch nie einen Moment gegeben, an dem sie im Haus war und ihr Vater nicht. Oder wenn, dann war er nur kurz unterwegs und würde jeden Augenblick zurückkommen. Diese Gewissheit war so beständig gewesen wie die Steine, aus denen das Haus gebaut war, oder wie das Land, das es umgab.

Hoch oben auf dem Hügel beschrieb die Auffahrt eine scharfe

Kurve und führte an einer Reihe von Zitronenbäumen entlang zum alten Schweinestall – die Werkstatt ihres Vaters, die direkt neben dem Haus lag. Aegina hielt und stieg aus. Es war heiß, und die Luft war vom Summen der Zikaden erfüllt.

Sie stieg die Treppen an der Seite des Hauses hinauf, betrat die riesige Küche und blieb reglos stehen. In dem hölzernen Abtropfgestell über der großen, eckigen Keramikspüle lagen eine Teekanne mit Sieb und Deckel, eine alte Tasse mit Sprung, ein Porzellanteller und ein großes Tafelmesser mit Knochengriff säuberlich aufgereiht. Er hatte sie gespült und war dann fortgegangen und gestorben. Jetzt wusste sie, dass sie ihn nicht finden würde, weder hier, wie er Tee kochte, noch in seinem Büro noch lesend im Wohnzimmer noch wie er durch den Garten, die Oliven- oder Zitronenhaine spazierte, die oben auf dem Hügel über dem Haus wuchsen – zumindest das, was noch von ihnen übrig war.

Sie ging durch die mit Büchern vollgestellten Räume, bis sie zum Schlafzimmer ihres Vaters kam. Auch das Bett hatte er ordentlich gemacht – tadellos wie immer –, bevor er an jenem letzten Morgen zum Lebensmittelladen gegangen war.

Hier war sie gezeugt worden.

Neben dem Bett stand das kleine, grob gezimmerte alte Bücherregal aus einheimischem Kiefernholz, das den Kern der Bibliothek ihres Vaters enthielt, die Bücher, die er 1948 von seinem Boot mit an Land gebracht beziehungsweise daraus gerettet hatte, als es sank. Sie war sich nie ganz sicher, welche der beiden Versionen stimmte. John Bagnell Burys *Geschichte des antiken Griechenland*, Thomas Day Seymours *Leben zu Zeiten Homers*, verschiedenste Ausgaben der *Odyssee* und ein Buch mit Fotos der Ägäis, dem Meer, nach dem ihr Vater sie benannt hatte.

Sie setzte sich aufs Bett und zog einen verblichenen, blau eingebundenen Band der Oxford University Press aus dem Regal. Die Seiten hatten sich schon vor langer Zeit vor Feuchtigkeit gewellt. Auf dem Buchrücken stand der Titel: *Homers Odyssee*. In der Mitte des blauen Stoffs vorne auf dem Einband befand sich in verblichemem Gold die kreisrund eingeprägte Darstellung einer kleinen Galeere mit vierzehn



Rudern. Die Gestalt eines bärtigen Mannes, Odysseus, war mit Stricken an den Mast gebunden. Aus dem Wasser schauten singend die Sirenen zu ihm auf. Sie verzauberten jeden, der so unglücklich war, ihnen zu nahe zu kommen und ihrem meeresdurchtränkten Lied zu lauschen – geflügelte Harpyien, die mit ihren Krallen menschliche Gebeine umklammert hielten und jeden Seefahrer gefangen nahmen und nicht mehr losließen, bis sich ihm das Fleisch von den Knochen löste und nur noch ein Skelett von ihm übrig blieb.

Aegina öffnete das Buch. Auf der ersten Seite, die ansonsten leer war, vergilbt und mit Feuchtigkeitsflecken gesprenkelt, stand in verblichener schwarzer Tinte:

*Für Lulu. Eine Odyssee.  
In ewiger Liebe, Gerald  
20. Juli 1948*

**1995**

**GOLDEN OLDIES**

# 1

»WARUM SOLLTE ICH denn nicht gehen? Es ist ihr siebzigster Geburtstag«, sagte Charlie. Er fläzte sich in einem Stuhl vor dem großen Eichentisch in der Mitte der Küche und naschte ab und zu von einem kleinen Haufen roher Mandeln, der vor ihm lag. Er aß jede Nuss einzeln, eine nach der anderen. »Nur weil du und Opa sie hasst wie die Pest –«

»Das stimmt nicht, Charlie«, sagte Aegina. Sie stand am anderen Ende des Tisches und bereitete das Abendessen vor, indem sie Zwiebeln, Knoblauch und Pinienkerne in kleine Stücke schnitt. »Ich hasse sie nicht. Ich denke überhaupt niemals an sie.«

»Tust du doch«, sagte der Junge.

»Ich habe gar nicht die Energie, um irgendjemanden zu hassen. Und ich gebe dir recht. Natürlich solltest du hingehen, wenn du möchtest. Aber bist du denn auch eingeladen?«

»Mama«, sagte er mit mitleidiger, entnervter Stimme. »Um zu den *Klippen* zu gehen, braucht man keine Einladung. Die Leute gehen einfach hin. Ich bin schon mein ganzes Leben lang hingegangen.«

»Ich weiß, aber wird das heute denn nicht so eine ganz große, wichtige Feier?«

»Das ist ja gerade der Sinn der Sache: Alle Welt wird hingehen. Aber wenn du's genau wissen willst, Lulu hat mich eingeladen.«

»Sie hat was?«, schallte es aus dem Wohnzimmer.

Im nächsten Moment trat Gerald in den Türrahmen. »Warum hat sie dich eingeladen? Woher kennt sie dich überhaupt?« Er schaute seinen Enkelsohn über die Ränder seiner Lesebrille hinweg an. Der Junge war groß und gelenkig und hatte den gleichen dunklen spanischen Teint wie seine Mutter. Seit dem letzten Sommer, als Gerald ihn das letzte Mal gesehen hatte, schien er plötzlich die Grenze zwi-

schen Kindheit und Jugend überschritten zu haben. Er war seitdem sicherlich mindestens dreißig Zentimeter gewachsen und musste sich bereits rasieren. Er sah wie ein draufgängerischer junger Matador aus, dachte Gerald. Gott steh' ihm bei.

»Opa, ich geh da schon seit Jahren hin«, sagte Charlie. »Natürlich kennt sie mich. Sie hat mich sogar gebeten, bei ihrer Party der DJ zu sein. Das ist ein richtiger Job. Sie zahlt mir fünftausend Peseten.«

»Das ist ja nett«, sagte Aegina vorsichtig. »Und warum du, Schatz?«

»Sie mag die Musik, die ich mag. Und ich mag, was sie mag.«

»Und was wäre das so?«, fragte Aegina.

»Na ja, altes Zeug, aber auch neuere Sachen. Sie hat einen Plattenspieler und die ganzen alten Klassiker auf Vinyl. Du solltest echt mal mit runterkommen und es dir ansehen – falls du sie nicht hasst.«

»Jetzt hör schon auf damit, Charlie. Ich hab eben einfach nur viel zu tun, und ich verbringe meine Abende gerne hier.«

»Ich wette, sie mag deine KZ-Musik«, sagte Gerald.

Charlie begeisterte sich seit Neuestem für zwei Kompositionen, die er sehr viel öfter auf dem Grammophon im Wohnzimmer abspielte, als Gerald lieb war. Eine davon war Henryk Góreckis 3. Sinfonie, die *Sinfonie der Klagelieder*, zu der Dawn Upshaws wehklagender Sopran das Haus mit einer Flut trauervoller Musik erfüllte. Der Text, so teilte Charlie seinem Großvater mit, war ein Gebet, das jemand an die Wand einer Gestapo-Gefängniszelle geschrieben hatte. Das zweite Stück war Olivier Messiaens *Quartett für das Ende der Zeit*, das in einem deutschen Kriegsgefangenenlager entstanden war. Charlies Musiklehrer war gerade von jeglicher Musik fasziniert, die irgendwie mit dem Holocaust zu tun hatte.

»So was hat sie nicht.«

»Die Glückliche«, sagte Gerald. Er stand einen Moment lang unentschlossen auf der Türschwelle und sagte dann: »Weiß sie, wer du bist? Ich meine, weiß sie, dass du ... zu unserer Familie gehörst?«

»Natürlich weiß sie das, Opa. Lulu kennt jeden.«

Gerald schaute zu seiner Tochter hinüber. Aegina begegnete seinem Blick und schaute dann wieder auf das Schneidebrett hinunter.

»Klingt ja ganz so, als wärt ihr zwei die allerbesten Kumpels.«

»Na ja, Bianca und ich gehen halt oft da hin. Sie hat uns beide zu ihrer Geburtstagsparty eingeladen.«

»Aha«, sagte Gerald. Bianca, die Tochter von Aeginas bester Freundin in Cala Marsopa, war genauso alt wie Charlie, nämlich fünfzehn. Sie war im letzten Jahr auffällig erwachsen geworden. Mittlerweile sah sie eher so aus, als wäre sie fünfundzwanzig, dachte er.

»Und Leute in deinem Alter gehen also wirklich zu den *Klippen*?«

»Manchmal«, sagte Charlie und kaute lässig eine Mandel. »Nach dem Abendessen.«

»Aber ihr kriegt dort keinen Alkohol, oder?«

»Nein. Cola. Oder TriNa.«

Wenn ein leger im Stuhl hängender, heißblütiger Jugendlicher wie Charlie das sagte, klang es wie ein Witz. Gerald war sich nicht ganz sicher, ob er nicht gerade auf den Arm genommen wurde. Vielleicht tranken sie ja wie die Weltmeister, jetzt, da sie fünfzehn waren. Aber er wäre ohnehin der Letzte, der davon erfuhr. »Tatsächlich?« Er sah zu Aegina hinüber.

»Sie trinken tatsächlich Cola, Papa.«

»Hmm«, machte Gerald. Kaum hatte er das gesagt, verachtete er sich schon selbst. Es ließ ihn wie einen hoffnungslos reaktionären Tattergreis klingen.

»Werden Tom und Milly dort sein?«, fragte er.

Aegina sah zu ihm hoch. »Papa, die sind doch schon seit Jahren tot.«

»Ah. Ach ja.«

Er ging wieder ins Wohnzimmer zurück, setzte sich auf das alte, durchgessene Ledersofa und nahm das Buch wieder auf, das er weggelegt hatte, bevor er in die Küche gegangen war: *Der Weg nach Ithaka*. Es war mehr als vierzig Jahre lang vergriffen gewesen, doch nun gab der Londoner Verlag Doughty Books Ltd. eine neue Ausgabe heraus. Doughty hatte eine ganze Reihe kurzer Werke über die Geschichte der Antike veröffentlicht, schmale, gebundene Bände mit ansprechendem Design, lebendige, gut lesbare Prosa aus der Feder von Experten, denen es gelungen war, sich jeglicher wissenschaftlicher Pedanterie zu enthalten. Die Bücher waren beliebt und verkaufte sich gut. Doughty war erst sieben Jahre zuvor gegründet worden und hatte in

der Zwischenzeit schon zwei Mal den von der *Sunday Times* vergebenen Preis für den Kleinverlag des Jahres gewonnen.

Vor zehn Monaten hatte Gerald aus heiterem Himmel einen Brief in seinem staubbedeckten Briefkasten gefunden, der unten an der Einmündung der Auffahrt unter dem Johannisbrotbaum stand. Der Brief stammte von einer gewissen Kate Smythe, der Cheflektorin von Doughty. Einer ihrer Autoren hatte den *Weg nach Ithaka* bei einem Bibliotheksräumungsverkauf entdeckt – die ursprüngliche John-Murray-Ausgabe – und hatte ihr das Buch geschenkt. Sie fand, es sei ein »absolut brillantes Werk, das nicht nur äußerst charmant, sondern auch für den zeitgenössischen, in der Seefahrt nicht besonders bewanderten Leser sehr zugänglich und für die heutige Zeit noch genauso aktuell ist wie an dem Tag, als die erste Ausgabe erschien«. Jeder bei Doughty sei davon überzeugt, dass es mit einigen wenigen »klitzekleinen Bearbeitungen« wunderbar in ihr Programm passen und sich nahtlos in die erst kürzlich veröffentlichten Bücher über den Parthenon, die griechisch-persischen Kriege und die Elgin Marbles einfügen würde. Man sei sich einig, dass Gerald's Schwarz-Weiß-Fotografien einen »wesentlichen Bestandteil« des Buches ausmachten, dass sie »in ihrer Komposition geradezu klassisch« seien und »einen zeitlosen Eindruck des Mittelmeers vermittelten, der dem heutigen Leser das Gefühl gibt, als sähe er historische Momentaufnahmen aus der Welt Homers«. (»Mit anderen Worten«, sagte Gerald zu Aegina, »sie glauben, dass ich dreitausend Jahre alt bin.«) Ob Gerald einen Literaturagenten habe, dem sie ein Angebot unterbreiten könne? Falls nicht, sei Kate Smythe sehr gern dazu bereit, ihn an eine Agentin zu verweisen, mit der Doughty des Öfteren zu tun habe und deren Unparteilichkeit und Einsatz in Gerald's bestem Interesse sie ihm garantieren könne. Und dann noch die Frage, ob er denn eine Telefonnummer angeben könne?

Gerald hatte ihr sehr skeptisch geantwortet, halb davon überzeugt, dass sich dieses Angebot in Luft auflösen würde, bevor irgendetwas Handfestes daraus werden konnte. Er schrieb, er habe im Augenblick keinen Literaturagenten (so etwas hatte er noch nie gehabt), würde ihr Angebot jedoch sehr gern in Betracht ziehen. Nur wenige Tage

nachdem er seinen Antwortbrief in den gelben Correos-Kasten in Cala Marsopa geworfen hatte, bekam er einen geradezu euphorischen Anruf von Kate Smythe aus London. Immer und immer wieder erzählte sie ihm mit ehrlicher Begeisterung, wie großartig sie sein Buch finde, wie aufgeregt alle bei Doughty seien, eine neue Ausgabe davon herauszubringen, und wie sehr sie davon überzeugt seien, dass es ein rauschender Erfolg werden würde.

»Das ist sehr nett von Ihnen«, antwortete ihr Gerald. Doch er war noch immer nicht überzeugt von der Sache und starrte abwesend ein paar Flaschen mit dem von ihm selbst hergestellten honigfarbenen Olivenöl an, die auf dem Regal neben dem Telefon standen. (Als er sich 1987 endlich zur Installation eines Telefons hatte überreden lassen, verbannte er das Gerät in die Vorratskammer, dort, wo es ihm am wenigsten im Wege zu sein schien.)

Kaum eine Stunde später stand er schon wieder in der Vorratskammer und beantwortete den nächsten Anruf. Die Frau am anderen Ende der Leitung stellte sich als Deborah Greene vor. Sie sei Literaturagentin und von Doughty Books dazu ermächtigt worden, ihm einen Vorschuss auf die Tantiemen anzubieten, und zwar in Höhe von fünfzehntausend Pfund.

Gerald hatte England viele Jahrzehnte vor der Umstellung des Pfundes auf das Dezimalsystem verlassen – bevor das Pfund zu einhundert schwächlichen Pence zusammengeschrumpft war und die rühmlichen Zeiten der zwanzig Schillinge und zweihundertundvierzig nützlichen Pennys, die noch zu seiner Kindheit die Vorstellung von Reichtum definiert hatten, der Vergangenheit angehörten. Einst konnte man mit einem Thrupenny – einem Dreipennystück – sechzehn Zitronenbonbons kaufen, die jeweils einen Farthing – einen Viertelpenny – kosteten. Gerald's Vorstellung von Reichtum passte eher zum Leben auf See: ausreichend Nahrungsmittel, die sorgfältig vor Wind und Unglücksfällen geschützt verstaut waren und über einen bestimmten Zeitraum hinweg das Überleben in einer ungewissen Zukunft sichern sollten. Fünfzehntausend Pfund – das war eine Summe, die er allenfalls mit Zugüberfällen oder Filmstargehältern assoziierte.

Während die Agentin redete, stand Gerald in seiner Vorratskammer

und starrte wieder auf seine Olivenölfaschen. Noch lange Zeit später stieg, wann immer er an seinen neuen Verlag und seinen Fünfzehntausend-Pfund-Vorschuss dachte – und auch jedes Mal, wenn er aus irgendeinem Grund in die Vorratskammer ging –, vor seinem inneren Auge die Vorstellung auf, er werde von dickflüssigem, öligem Harz übergossen und darin wie in einem goldenen Stück Bernstein eingeschlossen.

Deborah Greene erzählte irgendetwas über Auslandsrechte, dass ein amerikanischer Verlag schon großes Interesse bei Doughty angemeldet habe, dass das Buch schon sehr bald Gewinne erzielen werde und Gerald möglicherweise schon in den nächsten, auf den Erscheinungstermin folgenden Jahren mit zusätzlichen Tantiemen rechnen könne. Das meiste von dem, was sie sagte, verstand er nicht.

Gerald sagte laut – oder vielleicht dachte er es auch nur: »Was immer Sie für richtig halten.«

Sie fragte, ob er vielleicht noch eine Idee zu einem weiteren Buch habe, das als eine Art Fortsetzung dienen könne, wofür sie ihm, wie sie glaube, einen weiteren, sehr komfortablen Vorschuss aushandeln könne. Er habe keine Idee, zumindest nicht so ohne Weiteres, antwortete er ihr, aber er werde darüber nachdenken.

Er war aus der Vorratskammer gewankt und hatte sich endlich eine Kanne Tee gekocht.

Wenige Wochen später lag ein Scheck über 6375 Pfund (die Hälfte seines Vorschusses, der Rest würde nach Veröffentlichung des Buches folgen) in seinem Briefkasten unter dem Johannisbrotbaum. Er zahlte das Geld auf sein Konto bei der Banco Santander in Cala Marsopa ein und fragte sich, was er damit anfangen sollte. Einige Monate später beschloss er, ein paar Dachziegel zu erneuern. Außerdem schickte er Aegina anlässlich ihres Geburtstags einen Scheck über tausend Pfund – »Natürlich wird ohnehin alles einmal dir gehören«, schrieb er salbungsvoll dazu – und zu Charlies Geburtstag schickte er hundert Pfund.

Jetzt, fast ein Jahr nach dem ersten Brief von Kate Smythe, lag sein neues Buch, jenes Wunder, das ihm im vorgerückten Alter von siebenzig Jahren in den Schoß gefallen war, aufgeschlagen, mit den Seiten



nach unten, vor Gerald auf dem Lederpolster. Der Verlag hatte einen Untertitel hinzugefügt: *Eine Entdeckungsreise auf den Spuren des Odysseus*. Auf dem Schutzumschlag war die Abbildung eines Details aus einem alten Wandmosaik zu sehen: Odysseus, umzingelt von den sechs Köpfen der Skylla. Es war eine sehr lebendige und dynamische Szene und ähnelte nicht im Geringsten jenen gekünstelten, zweidimensionalen Darstellungen von griechischen Vasen, die man sonst so oft sah. Hier versprach das Cover schon, was sich im Innern des Buches finden würde – so hatte es Kate Smythe Gerald gegenüber am Telefon erklärt –, nämlich eine großartige, rasante Geschichte. Gerald fand den Einband wunderschön: das Mosaik, umrandet von einem Mittelmeerblau, das eine irgendwie altertümlich anmutende Patina hatte, als handelte es sich um ein altes Pergament mit Wasserzeichen. Ziemlich geschickt gemacht.

Aber die Euphorie und das angenehme, wenn auch seltsam schwindelerregende Gefühl, so viel Geld auf der Bank zu haben, waren sehr schnell der Panik gewichen. Der Verlag hatte ihn eingeladen, für die Buchpremiere nach London zu kommen. Sie hatten ihn zu überzeugen versucht, ihm geschmeichelt, durch Telefonanrufe von Kate, ihren Lektoren und ihrem Produktionsteam, und sogar Aegina hatte sich dem Drängen angeschlossen. Die Premiere sollte in drei Tagen stattfinden, in der Duveen Gallery im Britischen Museum, die die von Lord Elgin geraubten Friese des Parthenon beherbergte. Kate hatte mit geschickten, wohl dosierten und sich in ihrer Intensität steigernden Telefonanrufen dafür gesorgt, dass Gerald sich irgendwann bereit erklärte, bei der Feier einen Auszug aus seinem Buch vorzulesen. Die letzten Wochen hatte er damit verbracht, sich in ein ziemlich übles und stetig wachsendes Lampenfieber hineinzusteigern. Mittlerweile wachte er noch vor der Dämmerung auf, schweißgebadet vor Panik, und stellte sich vor, wie er von einem Skylla-ähnlichen Pulk von grinssenden, zähneknirschenden Köpfen umringt wurde – Köpfe schlauer, literarisch gebildeter Akademiker, die alle bei Weitem mehr über sein Thema wussten als er selbst. Zu den Autoren, die Doughty in letzter Zeit veröffentlicht hatte, gehörte zum Beispiel auch ein Cambridge-Professor, dessen Spezialgebiet der Parthenon war. Gerald war

sich sicher, dass er anfangen würde, hilflos zu stottern und sich zu verhaspeln, dass er plötzlich die Sprache verlieren, ihm womöglich sogar ein Malheur in der Unterhose passieren würde oder er zumindest eine derart starke Neigung dazu verspüren würde, dass es ihm unmöglich sein würde, die Toilette des Museums auch nur für eine Sekunde zu verlassen. In der Zwischenzeit musste er sich auf diese »spontane« Rede vorbereiten. Er musste eine Passage in seinem Buch finden, die sich zum Vorlesen eignete. »Irgendetwas Amüsantes«, wie Kate vorgeschlagen hatte.

Während er das Buch wieder aufnahm, kehrten Gerald's Gedanken unwillkürlich zu dem Moment zurück, der ihn vor wenigen Minuten überhaupt erst dazu veranlasst hatte, das Buch wegzulegen und in die Küche zu gehen: Als er gehört hatte, wie sein Enkelsohn diese Frau erwähnt hatte. Er sah hinab auf den wunderschönen Einband und ihm wurde klar, dass diesem Buch, egal in welcher Ausgabe, immer ein unauslöschlicher Makel anhaften würde.

Charlie durchquerte das Zimmer. »Bis später, Opa.«

»Bleibst du nicht zum Essen?«

»Nein, danke, ich esse mit ein paar Freunden in der Stadt.«

Im nächsten Moment konnte Gerald die gewaltige Flut von Charlies Urinstrahl hören, wie sie achtlos in die Toilettenschüssel des angrenzenden Badezimmers prasselte. Was für ein beneidenswerter, kraftstrotzender Gegensatz zu seinem eigenen, jämmerlich verkümmerten, sporadischen Geriesel.

»Und es macht dir also nichts aus, dass er zu der Party geht?«, fragte Gerald, während er mit Aegina später zum Abendessen im Esszimmer saß.

»Nein. Sie gehen doch alle hin. Ich möchte es ihm nicht verderben.«

»Und du hast kein Problem damit, ihn hier allein zu lassen? Wie gesagt, ich bin durchaus in der Lage, allein nach London zu reisen und auch wieder zurück nach Hause zu finden.«

»Da bin ich mir nicht so sicher. Er wird schon klarkommen, Papa. Penny und François freuen sich, dass er bei ihnen übernachtet –«

»Und Bianca bestimmt auch.«

»Ja, das wird sie. Sie sind sehr gute Freunde.«

»Aber haben sie ...?«

»Ob sie Sex haben? Ich glaube nicht. Ich nehme an, sie küssen sich. Vielleicht machen sie auch noch ein bisschen mehr. Aber sie sind sehr enge Freunde. Ich glaube, es ist schon okay. Und außerdem musst du verrückt sein, wenn du glaubst, ich würde mir deine tolle Buchparty entgehen lassen. Also im Ernst – das Britische Museum! Und die Wiederveröffentlichung deines Buches! Das war doch mehr oder weniger schon von der Bildfläche verschwunden, bevor ich überhaupt alt genug war, um es zu lesen. Ich will unbedingt dabei sein und dich in der Stunde deines Triumphs sehen.«

»Eher in der Stunde meiner Demütigung, fürchte ich.«

»Du wirst das bestimmt ganz großartig machen. Dein Buch hat diese Leute schließlich mächtig beeindruckt. Du musst ja auch gar keine Rede halten. Du musst nur Danke sagen, ein paar Sätze lesen, und den Rest machen die schon. Das wird garantiert toll.«

»Hmm«, murmelte Gerald. Sie aßen eine Minute lang schweigend vor sich hin. Aegina hatte ein Tumbet zubereitet, so wie sie es von ihrer Mutter gelernt hatte: ein mallorquinisches Gericht mit Auberginen, Tomaten, Zwiebeln, Knoblauch, Ziegenkäse und Oliven von Gerald's Bäumen. Er ließ seinen Blick über ihre Gemälde streifen, die an den Wänden hingen: Landschaftsbilder von seinem Grundstück und anderen Teilen im Osten der Insel. Sie hatte hauptsächlich gebrannte und rohe Umbrafarben verwendet, deren Konturen und Schattierungen ihm mittlerweile so vertraut waren wie die Venen und Flecken auf seinen eigenen, gebräunten und wettergegerbten Handrücken. Die Bilder hingen schon seit vielen Jahren dort.

»Malst du eigentlich noch viel?«, fragte er sie.

»Nein. Gar nicht mehr, um ehrlich zu sein. Ich würde gern irgendwann wieder damit anfangen. Und das werde ich auch. Ich scheine nur im Augenblick nicht genug Zeit dafür zu haben – na ja, das heißt wohl wahrscheinlich in Wirklichkeit, dass ich nicht genug Interesse daran habe.«

»Ich hoffe, du fängst wieder an. Ich liebe deine Bilder, das weißt du doch. Du bist eine sehr begabte Künstlerin.«

»Das ist lieb von dir, Papa.«

»Malt Charlie? Oder zeichnet er?«

»Nein, er macht nur seine Musik. Du hast ihn ja in seinem Zimmer auf seinem Keyboard spielen hören.«

»Ich weiß, es klingt toll, was er macht. Aber du warst auch musikalisch. Du hast immer diese Lieder auf deinem kleinen Plattenspieler gespielt, den du überallhin mitgenommen hast. Ich erinnere mich noch an dieses eine Lied, das du so mochtest, das, wo es darum geht, wie jemand zum Mond fliegt.«

»*Everyone's Gone to the Moon.*«

»Ja, genau das. Ein ziemlich einsames Lied, hab ich immer gedacht.«

Zwei Tage später standen sie in einer Reihe mit lauter sonnenverbrannten britischen Touristen und ihren riesigen Gepäckbergen – die meisten von ihnen gekleidet, als kämen sie gerade vom Strand – und krochen in Schlangenlinien dem Iberia-Abfertigungsschalter am Flughafen von Palma entgegen.

»Diese Leute können doch unmöglich alle im selben Flugzeug sein wie wir?«, fragte Gerald irritiert. Er war ordentlich gekleidet und trug eine ausgebleichene blaue Leinenhose, Tennisschuhe, ein weißes Hemd, das so oft gewaschen worden war, dass es fast durchsichtig schien, und ein abgewetztes, aber sauberes cremefarbenes Leinensakko, das in den 1930er-Jahren besonders bei britischen Schulmeistern sehr beliebt gewesen war.

»Doch, doch, das sind sie«, sagte Aegina. »Und es kommen noch mehr.«

»Wie um Himmels willen sollen die denn alle in ein einziges Flugzeug passen?«, fragte Gerald, in dessen Vorstellung solche Maschinen bis in alle Ewigkeit dieselbe Größe und Gestalt haben würden, wie sie ihm während des Krieges begegnet waren. 1942 hatte er ein falsches Alter vorgetäuscht, sich zum Dienst in der Royal Navy verpflichtet und war an Bord des zum Flugzeugträger umgebauten Schlachtkreuzers HMS *Furious*, der Supermarine Spitfires und Hawker Hurricanes der Royal Air-Force transportierte, zwischen Portsmouth und Malta hin- und hergefahren. Es waren zierliche Flugzeuge gewesen, nicht größer als kleine Segelboote und auch gar nicht so verschieden in ihrer

Funktionsweise. Sie waren mit federleichten Tragflächen ausgestattet, die wiederum mit Drähten kontrolliert wurden, die kaum dicker waren als Angelschnüre. Dabei waren sie ungefähr so stabil wie große Kastendrachen, und wenn man sie auf dem Flugdeck in Stellung brachte, schwankten und zitterten sie wie Gebüsch im Wind. Gerald fand sie ganz wunderbar, bis er immer öfter zusehen musste, wie sie abstürzten. Hübsche kleine Flugzeuge, die als glühende Feuerbälle vom Himmel brausten und beim Aufprall auf dem Meer oder der felsigen Küste jedes Mal spektakulär explodierten. Selbst wenn man von dem Bombardement der Flugabwehrgeschütze absah, machten sie plötzlich einen ganz und gar hilflosen Eindruck, als wären sie der verblendeten Einbildungskraft eines wahnsinnigen Erfinders entsprungen. Während des Krieges und auch nach seinem Ende segelte Gerald über das gesamte Mittelmeer, zwischen Alexandria und Gibraltar, in Schiffen aller nur denkbaren Bauarten und Größen. Manche schlugen leck, einige wenige sanken, doch immer so gemächlich, dass er noch die Möglichkeit hatte, das Wrack rechtzeitig zu verlassen. Es war ihm daher wie die natürlichste Entscheidung der Welt vorgekommen, niemals den Fuß an Bord eines Flugzeugs zu setzen. Als er schließlich sein eigenes Boot in den Gewässern vor Mallorca verlor, saß Gerald im Endeffekt auf der Insel fest. Da es damals keinerlei günstige Alternativen gab, unternahm er 1979 eine einmalige Flugreise von Mallorca nach London und zurück, um an Aeginas Hochzeit teilzunehmen. Es musste wohl an der seltsamen, einschmeichelnden Unwirklichkeit liegen, in die alles eingehüllt war, was mit der Wiederveröffentlichung seines Buches zu tun hatte, dass er sich von seinem Ankerplatz losgerissen und darauf eingelassen hatte, ein weiteres Mal nach London zu fliegen. Und das letztendlich nur wegen einer Art Cocktailparty im Britischen Museum. Hätte man ihm von vorneherein gesagt, dass er in ein Flugzeug würde steigen müssen, um sein druckfertiges Buch in Empfang zu nehmen, hätte er das Angebot wohl abgelehnt. Er hätte erkannt, dass es sich um nichts anderes handelte als den chimärischen Lockruf einer Sirene.

»Vielleicht passen wir gar nicht mehr rein«, sagte er hoffnungsvoll. Aegina lächelte ihn an. »Wir haben unsere Tickets, wir werden auf

jeden Fall an Bord kommen.« Sie hakte sich bei ihm ein. »Mach dir keine Sorgen. Du wirst das schon überleben. Nachdem wir eingchecked haben, gehen wir erst mal einen Kaffee trinken und ein *bocadillo* essen.«